

Nr. 74. Bromberg, den 29. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(15. Fortsetzung.)

Eine Woche später versuchte der Huber es anders. Es wären manchmal weibliche Gäste da, die froh wären, jemand zu haben, der in Krankheitssachen Rat wisse, entbot er der Clari-Marie, „ob sie nicht einmal vorbei kommen möchte, damit sie miteinander besprächen, wie sich ein regelmäßiges Vorsprechen der Dorfärztin im Gasthaus machte."

Die Clari-Marie lachte bei diesem Vorschlag kurz und rauh auf. „Wenn mich einmal eine braucht, von der ich weiß, daß es ihr not tut, ist es noch früh genug, zu kommen. Jetzt habe ich im „Löwen" nichts verloren."

Seit diesem letzten Bescheid wußte der Löwenwirt, daß die Freundschaft der Clari-Marie nicht zu kaufen war.

Inzwischen hielt von der Kanzel der Pfarrherr seine Zornreden gegen die, die nicht in die Kirche kamen. Der Kehle-Gisler war der erste, dessen Namen er laut und vor allen Andächtigen nannte, als einen, der wie ein Heide sei und wie ein Heide sein Kind aufwachsen lasse. Einige andre Namen nannte er schonender; schon am folgenden Sonntag saßen die meisten von denen, die er gemahnt hatte, wieder unter den Gläubigen in der Predigt. Der Gisler, der Lätz, war nicht gekommen. Auf ihn schalt der Geistliche aufs neue, und die vom Isengrund horchten auf. Bisher hatten sie den „Lätz" wohl als blutarmen, im Kopf nicht ganz richtigen Menschen gekannt, jetzt war es ihnen wie eine Entdeckung, daß der wie ein Heide unter ihnen herumlief. In ihrem neuen Eifer, fromm zu sein, und weil sittliche Entrüstung eine wohltuende Empfindung gibt, schlugen die meisten die Hände über dem Kopf zusammen. „Der ist einer, der Lätz, ein Grundbodenschlechter!" schimpften sie.

„Es muß eine andre Ordnung werden im Isengrund", eiferte der jäh scharf gewordene Pfarrherr weiter. „Wer nicht tun will, wie ein braver Mensch tut dem soll man die Gemeindegrenzen verbieten."

Die Rede ging auf den Gisler, und es waren willige Ohren da, sie zu hören. In einer Schenke, in die der Lätz trat, um — was selten geschah — ein Glas zu trinken, rempelte ihn ein paar Tage später ein betrunkener junger Bauer an: „Du Heide, du, aus der Stube mit dir!"

Der alternde Mann stellte sich. Der Zorn faßte ihn über die Schmähung. Der Betrunkene und zwei andre, die an einer rohen Tat Freude hatten, warfen sich auf ihn, blutend wurde er in die Straße gestoßen. Seither, wenn er ins Dorf kam, steinigten ihn die Schulkinder. Wie die Alten so die Jungen!

Als die Clari-Marie von dem Vorfall hörte, zog sie die Stirn in Falten, aber sie schwieg dazu. Die Cille mischte sich ein: „Das ist doch zu viel und zu grob, wie sie es dem Gisler machen."

Da warf die andre das flüchtige und sonderbare Wort hin: „Der Gisler soll dem Herrgott geben, was dem Herrgott gehört, dann ist er niemand mehr zum Ärgernis."

In diesen Tagen war die Rottalbäuerin krank und rief nach der Schwester. Die Clari-Marie stieg mit der Severina hinauf zu ihr, fand sie elend wie eine, die schlecht genährt ist, und schwach, weil sie sich überarbeitet hatte. Sie schmälte: „Du mußt besser zu dir sehen, Trini, mit Schaffen allein kommt eines nicht durch die Welt."

Die Furrerin, die im Bett lag, die Hände auf der Decke gefaltet, einen Rosenkranz zwischen den Fingern, betete erst drei Vaterunser, dann bat sie die Schwester, ihr Fleischbrühe zu schicken, als ob sie keine herzustellen vermöchte. Die Clari-Marie sagte ihr die Brühe zu, ordnete an, daß sie im Bett bleibe und sich Ruhe gönne, und wußte, daß die Schwester in ein paar Tagen wieder würde hinter der Arbeit sein können. Die Severina hieß sie bei der Mutter bleiben. Das war das erstemal, daß das Mädchen daheim haushalten sollte, und es begann mit Unfreude.

Die Clari-Marie indessen wendete sich wieder auf den Heimweg. Vor der Tür traf sie auf den Furrer, der ein paar frisch gekaufte Schafe den Berg hinauftrieb. Eben erreichte er mit dem letzten Tier die Höhe. Mit den harten Knien stieß er das vor sich her. Die Clari-Marie sah, daß es auf drei Beinen hinkte und beim mühsamen Gehen die Augen vor Schmerz verdrehte. Der Bauer grüßte nicht einmal. Sein bleiches Gesicht war heiß, der Schweiß stand auf der knochigen Stirn und an den schlaffen Schläfen. „Da hast du wieder einen Handel," knurrte er. „Jetzt habe ich die Schafe gekauft und unterwegs muß mir das beste abfallen und ein Bein brechen."

Er riß die Tür an einem ans Haus gebauten kleinen Schuppen auf und trieb die Tiere hinein, dem kranken, das mit hinein wollte, krallte er die zähen Finger ins Vlies. „Da bleibst," sagte er. Mit dem langen Arm griff er ins Schuppeninnere und brachte einen Blecheimer zum Vorschein. Dann nestelte er in seiner Hosentasche und zog ein Messer, das er grifffestt stellte.

Die Clari-Marie zögerte unwillkürlich. „Nun — nun," sagte sie, „was will das geben?"

Der Furrer stieß einen Ton aus, der vielleicht ein Lachen hätte sein sollen. Er zerrte das kranke Schaf zu dem Kessel. Es war kein Jähzorn an ihm. Sein Gesicht blieb so gelb wie sonst und alles, was er tat, tat er mit zäher Langsamkeit. Ein einziges Wort verriet, daß der Zorn ihn innerlich stachelte. „Stirb," zischelte er, als er dem Schaf sein Messer in den Hals bohrte. Das Tier stieß einen gurgelnden Laut aus, er hielt es mit der Linken fest, sein Griff war voll roher Kraft, aber die Art, wie er das Messer in der Wunde des sterbenden Tieres drehte, war wie Mordgier.

„Nun, nun," sagte die Clari-Marie lauter, sie wollte reden, aber die Worte fehlten ihr vor Entrüstung. Der Furrer aber richtete sich auf, strich seine blutigen Hände am Gras sauber und sagte gleichgültig: „Kannst kein Blut sehen? Auf drei Beinen habe ich es nicht noch lange lassen herumlaufen können, das Tier!"

„So schlachtet einer nicht, so", sagte die Clari-Marie. Kopfschüttelnd drehte sie sich ab und ging. Zum andernmal fiel ihr ein, daß es besser sei, wenn die Furrerkinder nicht

daheim waren; und diesmal empfand sie etwas wie Mißtrauen gegen den Schwager, dem sie bisher alle Härten und Fehler verziehen um der bitteren Zähheit willen, mit der er sich um ein bißchen Wohlstand mühte.

Drei Tage später kam die Severina ins Zieglerhaus zurück. Auf einmal stand sie in der Küche bei der Cille, das schmale Gesicht bleicher als sonst, die Augen groß und glänzend. „Die Mutter ist gesund, da bin ich wieder", sagte sie. „Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte sie dann.

Da trat diese eben in den Hausflur und sie ging hinaus zu ihr und hing sich ihr an den Arm. „Tag, Base", sagte sie und drängte die schlanke Gestalt dicht an die schwere, plumpe der andern; sie zitterte dabei und war, was nicht Bauernart ist, zärtlich und wie nach Liebe gierig.

„Was hast denn?" fragte die Clari-Marie fast erschreckt, als sie darauf in die Stube traten und das Kind noch immer ihren Arm umklammert hielt. Die Severina hob das elfenbeinreine Gesicht und hatte Tränen in den Augen. „Froh bin ich, daß ich wieder da bin", sagte sie.

„Es ist recht", sagte die Clari-Marie und machte ihren Arm frei. Die Severina aber stand noch immer in ihrem braunen, weich um die feinen Glieder sich schmiegenden Gewand mitten im Zimmer, sah auf ihre Schuhe und flüsterte: „Es würde mir nicht mehr gefallen da oben, bei Vater und Mutter."

Die Clari-Marie konnte sich nach dieser Rede nicht helfen, daß sie dem Furrer und der Schwester gram war. Aber am folgenden Sonntag saßen die von Rottal zuvorderst in den Kirchenstühlen und waren von denen, die am spätesten die Kirche verließen. Da war dem strengfrommen Weibe, der Clari-Marie, sie seien so schlimm nicht, wie ihr geschienen.

Um diese Zeit schrieb auch der Jaun wieder. An die Cille war diesmal der Beried gerichtet. Ob sie sich gewundert hätten, daß er nicht gekommen sei? Wohl nicht! Wo einer nicht willkommen sei, brauche er sich nicht zu eilen, hinzukommen. Das letzte Examen sei längst gemacht, „magna cum laude" wie man das nenne, „gut" möchten sie sich denken! Sie könnten jetzt ruhig das „Doktor" vor seinen Namen setzen, wenn sie an ihn schrieben. Und er wohne jetzt nicht mehr bei den Kirchhofers, Assistenzarzt sei er am Kinderspital von St. Felix. Bis daß er zu Hause wieder eher gelitten sei, habe er die Stelle angenommen. Die Cille schob den Brief der Schwester ein, saß steif da, und in ihrem Blick stand Triumph mit Angst vermischt, Triumph, weil ihr war, als müßte sie zur Clari-Marie sagen: Da lies, wie bitter er schreibt, und gelt, jetzt braucht er uns nicht mehr! Angst, weil sie es gewesen war, die dem Jaun geraten hatte: „Komm nicht heim, Bub, sie will dich nicht sehen, die Clari-Marie."

Die Clari-Marie nahm den Brief langsam und mit einer Miene auf, die besagte: Bah, wozu soll ich den lesen? Ihr Mund war hart, sie lehnte im Stuhl zurück und las die Zeilen von weitem, halb gleichgültig, halb verächtlich. „Nun ja", sagte sie nachher, „so wird es wohl recht sein."

Die Cille schwieg darauf. Sie hatte das Schweigen lange gelernt; einen Seufzer verbeißend, zerknitterte sie den Brief in die Tasche ihres Rockes. Nur die Severina, die hinter dem Tische saß, stemmte die schlanken Arme auf die Tischplatte und sah nachdenklich ins Leere. „Warum sagt Ihr nichts, Base Clari-Marie, — von dem Brief?" fragte sie.

„Warum?" fragte jene, die grauen Augen blickten scharf.

„Daß er ein Doktor ist, jetzt, der Jaun", sprach die Severina.

„Woher — wer hat dir — hast den Brief ge . . ."

In die unwirsche Frage fiel die Cille mit den Worten: „Erzählt habe ich ihr's." Sie konnte es nicht hindern, daß ihr das spärliche Blut zu Kopfe drängte, als sie gestand, daß ihr der Mund von dem übergelaufen, was ihr das Herz füllte.

„Das ist jetzt doch etwas Großes, ein Doktor sein, ein Studierter, für einen, der Geißen gehütet hat wie der Jaun, für einen aus dem Isengrund", sagte die Severina in demselben verträumten Ton.

„Geh! Dem Töni sollst sagen, der Lirer, der Säger, erwartet ihn", sagte die Clari-Marie laut und unvermittelt und brachte so, die Severina hinausschickend, die Rede von Jaun, dem Abtrünnigen, zum Schweigen.

Darauf gingen viele Wochen, ohne daß sein Name im Hause laut wurde.

Es wurde Herbst und wurde Winter. Das Gasthaus stand leer, dessen Stuben eine ganze Menge Sommerfrischler beherbergt hatten, von der neuen Straße war nur ein kleiner Teil gebaut; der Löwenwirt hatte im Sommer andre Arbeit gehabt. Im kommenden Frühjahr sollte der Bau eifriger gefördert werden. Inzwischen brütete der unternehmende Mann über neuen Plänen. In den ersten Tagen des neuen Jahres stellte er den Präses vom Isengrund, mit dem er sich wieder anzufreunden suchte, in der Straße. „Mit dem Frühjahr kommt ein Doktor ins Dorf", erzählte er.

„Das wird schon gut sein für die Fremden!" gab der Bauer zögernd zu. „Für uns andre ist die Clari-Marie da, wenn wir sie brauchen."

„Der wird es wohl recht sein", fuhr der Löwenwirt eifrig weiter, „freuen wird sie sich, meine ich. Mit dem Doktor Ziegler bin ich einig geworden, dem jungen, der von hier stammt und noch verwandt ist mit ihr. Ein guter soll er sein, der!" fügte er hinzu.

„Freilich, ja, ja, gut soll er sein", sagte der Bauer trocken. „Aber ich weiß dann nicht — mit der Clari-Marie —." Er brachte die Rede nicht zu Ende, schüttelte bedächtig mit dem Kopf, grüßte und ging weiter.

Der Huber murmelte ein ärgerliches Wort hinter ihm her. Es schien immer schwerer, mit dem Volk auszukommen. Schädel wie Steine! Alle Freundlichkeit nützte nicht, alles Wohltun nicht.

Der Präses ging heim und erzählte die große Neuigkeit, der Jaun Ziegler, der Cille ihrer, der einmal Geißbub gewesen sei, käme als Doktor ins Dorf. In seinem Hause blieb die Neuigkeit nicht stecken. Die Severina erhaschte sie eine Stunde später in der Gasse, als sie vom Bäcker kam. Die Augen groß und glänzend, die schmalen Wangen vor Erregung glühend, stürmte sie daheim der Clari-Marie in die Werkstatt. „Wißt Ihr schon? Jetzt kommt der Jaun doch herauf!"

Am selben Tag bekam es die Clari-Marie schwarz auf weiß zu lesen. Wieder war der Brief Jauns an die Cille gerichtet. „Ich komme nun doch heim, Mutter", schrieb er. „Beim Löwenwirt werde ich wohnen, also nahe genug bei Euch und doch der Base Clari-Marie nicht zur Last. Ihr werdet Euch schon freuen, nicht wehr, Mutter, daß ich werdet Euch schon freuen, nicht wahr, Mutter, daß ich nicht heim konnte ins Bergland. Die Base Clari-Marie wird schon wieder anders werden, wenn wir einander erst sehen und gesprochen haben."

Die Clari-Marie verlor kein Wort über das große Ereignis; die Cille wie immer wagte nicht zu fragen. In der aber war ein innerliches Fieber. In ihr schlichtes Leben kam plötzlich ein Wert, eine Hoffnung, eine Vorfreude. In dem alten scheuen und verbitterten Mädchen drängte alles dem Tag entgegen, da der Bub, der Jaun heimkommen sollte, der verachtete, aus dem mehr geworden war als aus allen andern vom Isengrund.

15.

Ein Nachen fuhr über den Axensee. Das Wasser, das der Schiffmann mit schwerem Ruder schlug, war wunderbar glatt und blau; wenn das flache Holz eintauchte, war es, als seufze der See, und wenn es sich dem Wasser entwand, stieg dieses mit ihm hoch und glättete sich sanft, so daß es schien, als hätte nur ein Atem die Brust der morgenklaren Flut gehoben. An den Ufern kein Plätschern! Still wie das Felswerk, das fast überall den vielarmigen See umschloß, lag auch hier das Wasser. Sonnenlicht strömte über Berge und schimmernde Seezinnen hernieder, Sonnenlicht floß mit dem blauen See zärtlich zusammen, durchleuchtete die Tiefen, daß das Schlingwerk der Algen und der grüne Zierat der Moose versunkenen feinen Geweben gleich im Grunde sichtbar wurden, daß das Spielen der Fische war, als surrten Silberpfeile durch die Flut, und daß man hinab blicken konnte, bis wo die mächtigen Pfeiler der steil aufragenden Berge wie riesige Quader auf Seegrund fußten.

„So, so, zum Isengrund wollt Ihr hinauf", sagte der Schiffmann zu einem, den er im Boote hatte. Der Schiffmann war ein stämmiger Mensch, stand barfuß, nur in Hose und Hemd da; Rock und Weste lagen hinter ihm auf den Bodenbrettern seines Fahrzeugs. Seine Arme, bloß bis zum

Ellbogen, waren braun und sehnig, braun und hager und zäh waren der Hals und das rasierte Gesicht, vom Schädel des Alten schien das volle weiße Haar wie Schnee von einem steilen, rauhen Berg.

Ja, zum Isengrund wolle er hinauf, nickte der Fahrgast, der weniger redselig war als der Neugier des Schiffmanns paßte.

„Ihr geht zum Vergnügen da hinauf?" erkundigte der sich weiter, „gerade viele gehen jetzt da hinauf", fügte er bei.

„Ich bin da oben daheim", sagte der andere und drehte sich noch mehr der Bootspitze zu; ihm war mehr um Schauen als um Reden.

Dem Jaun Ziegler, dem Doktor, der von St. Felix kam und heimfuhr nach dem Isengrund, war es, als spränge ihm das Herz in den Hals vor Erregung und Ungeduld und Freude, und Freude und Ungeduld schienen ihm aus den Augen, deren kohlschwarze Pupillen noch immer sonderbar scharf und mit fremdem Blick aus dem milchweißen Grunde schauten. Nun setzte er sich tiefer im Nauen zurecht, lehnte sich mit beiden Armen auf das Kielbreit und staunte weit vorgebeugt voraus. Der Schiffmann gab es auf, ihn zu stören, der ließ die Ruder einen Augenblick und zündete die Pfeife an.

(Fortsetzung folgt)

Der Schwerverbrecher.

Nach einem alten Schwank

von F. Schrönghamer-Heimdal.

Till Schnurrpfeiffer war ein Schwerverbrecher. Was er eigentlich auf dem Kerbholz hatte, wußte niemand. Nur der Wachtmeister Grimmdobler schien es zu wissen, denn er war ständig hinter ihm her wie der Spiriganterl hinter der armen Seele.

Und eines Tages hatte er ihn richtig erwischt und führte ihn voll Selbstgefühl durch das Dorf. Und als die Leute vor Staunen Augen und Mäuler aufrissen, sprach der Wachtmeister Grimmdobler mit stolzgeschwellter Stimme: „Ja, der Arm der Gerechtigkeit hat den Schwerverbrecher erreicht. Denn das Auge des Gesetzes wacht."

Da sie aber vor dem Bäckerladen des Meisters Semmelklein vorbeikamen und die Wecken, Hörnlein, Brezeln und Mohnbrote verführerisch lockten, bat der Schwerverbrecher Till Schnurrpfeiffer mit bewegter Stimme: „Herr Wachtmeister, gestattet mir eine Bitte! Ich habe seit drei Tagen keinen Bissen mehr in den Mund gebracht. Habt ein menschliches Rühren mit mir armem Sünder und erlaubt, daß ich in den Bäckerladen gehen und mir ein Brot kaufe."

„Gut", sprach der Wachtmeister Grimmdobler, „die Bitte sei dir gewährt. Denn auch ich bin ein Mensch und habe ein Herz. Und der Hunger tut weh. Das weiß ich sehr wohl als ein Staatsbeamter in einer der niedrigsten Gehaltsklassen. Gehe hin und kaufe dir ein Brot. Ich warte hier auf dich."

Dieweil also der Schwerverbrecher hin ging und sich ein Brot kaufte, verschnaufte der Wachtmeister von der Verbrecherjagd, schneuzte sich umständlich und sog mit Behagen eine lang entbehrte Prise Schnupftabak in sein überlebensgroßes Riechorgan.

Als aber Till Schnurrpfeiffer die längste Zeit nicht aus dem Bäckerladen kam, ging der Wachtmeister kurz entschlossen selbst hinein und fragte den Meister Semmelklein mit barscher Dienststimme: „Wo bleibt mein Schwerverbrecher so lange?"

„Der Schwerverbrecher?" fragte der Bäckermeister zurück. „Der ist schon vor einer Viertelstunde durch die hintere Haustür hinausgegangen."

„Himmelhagelbombenfixsternelementendonnerwetter!" so fluchte der Wachtmeister Grimmdobler und machte damit seinem Familiennamen alle Ehre. „Da haben wir die Bescherung! Jetzt kann die Verbrecherjagd von neuem beginnen." — —

Drei Tage später führte der Wachtmeister den wieder erwischten Schwerverbrecher im Triumph durch das Dorf. Als die Leute neugiervoll aus den Häusern liefen, um den seltsamen Aufzug zu bestaunen, sprach der Wachtmeister wiederum: „Ja, ihr werten Staatsbürger, der Arm der Gerechtigkeit hat meinen Schwerverbrecher zum zweiten Male erreicht. Denn das Auge des Gesetzes wacht."

Dabei zwirbelte er voll Stolz den breiten buschigen Schnauzbart auf.

Der Gefangene ging ganz demütig, zerknirscht, mit gesenkter Stirne an seiner Seite und sprach: „Herr Wachtmeister, da wären wir wieder vor dem Laden des Meisters Semmelklein. Gestattet mir eine Bitte . . ."

Der Wachtmeister ließ ihn aber gar nicht ausreden, sondern sprach von sich aus und aus freien Stücken die bemerkenswerten Worte: „Ich weiß schon . . . Du hast natürlich wieder Hunger, mein Sohn, und willst dir ein Brot kaufen . ."

„So ist es", erwiderte der Schwerverbrecher ungefragt.

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen", vermahnte ihn der Gestrenge. „Gut, du sollst dir ein Brot kaufen. Denn ich bin auch ein Mensch und habe ein Herz. Und der Hunger tut weh. Das weiß ich als Staatsbeamter in einer der niedrigsten Gehaltsklassen . . ." Und mit erhöhter Stimme fügte er hinzu: „Komme aber sofort wieder heraus! Ich warte hier auf dich."

Im Gehirnkasten des in der Kriminalistik wohlerfahrenen Wachtmeisters spielten sich nämlich folgende Gedankengänge ab: Natürlich wird mir der Schwerverbrecher wieder durch die hintere Haustür ausreißen wollen. Aber diesmal soll er das Auge des Gesetzes kennen lernen . . .

Kaum also hatte der Spitzbube den Laden betreten, da setzte sich der Wachtmeister auch schon in Schwung und rannte um das Haus herum zur hinteren Türe.

Da sich aber der Schwerverbrecher die längste Zeit nicht sehen ließ, trat der Wachtmeister kurz entschlossen in den Laden und fragte den Meister Semmelklein im barschen Tone des Dienstes: „Wo bleibt mein Schwerverbrecher so lange?"

„Der?" tat der Meister Semmelklein erstaunt. „Der ist doch schon vor einer Viertelstunde durch die v o r d e r e Haustüre hinaus gegangen, weil Ihr gesagt habt, Ihr wartet dort auf ihn."

Da griff sich der Wachtmeister Grimmdobler an die Stirne und tat den bekannten Fluch, der seinem Familiennamen Ehre machte, der aber zur Schonung der zarteren Lesernerven hier nicht weiter wiederholt werden soll. — —

Die Jagd nach dem Schwerverbrecher begann von neuem, und schon nach drei Tagen war es dem Wachtmeister Grimmdobler wieder vergönnt, jenen im Triumphe durch das Dorf zu führen. Mit vor Stolz überschnappender Stimme verkündete er den Gaffern auf den Gassen: „Zum drittenmal, werte Staatsbürger und Volksgenossen, hat der Arm der Gerechtigkeit den Schwerverbrecher Till Schnurrpfeiffer erreicht. Zum dritten und letzten Male! Denn diesmal soll er mir nicht wieder entwischen, weil das Auge des Gesetzes diesmal ganz besonders scharfsinnig schauen und wachen wird."

Als sie dann zum Laden des Bäckermeisters Semmelklein kamen, wartete der Wachtmeister Grimmdobler nicht erst die Bitte des Gefangenen ab, sondern machte ihm selbst mit spöttischer Miene ein Angebot: „Hat man vielleicht wieder Hunger?"

„Jawohl, wenn der Herr Wachtmeister erlauben", tat der Schwerverbrecher ganz demütig und zerknirscht.

„Gut", erwiderte jener, „du sollst dein Brot wieder haben. Denn ich bin auch ein Mensch und habe ein Herz. Und Hunger tut weh, das weiß ich sehr gut als Staatsbeamter in einer der niedrigsten Gehaltsklassen. Aber glaube mir, mein sehr verehrter Schwerverbrecher, das Auge des Gesetzes ist längst gewitzigt. Diesmal gibt es kein Entgegenkommen mehr, weder durch die v o r d e r e, noch durch die h i n t e r e Haustüre. Denn diesmal hole ich dir das Brot selbst im Bäckerladen, und du wartest, bis ich heraus komme. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Generaloberwachtmeister", tat der Schwerverbrecher ganz ergeben, wie einer, der seinem Schicksal nicht mehr entrinnen kann.

In dieser sicheren Überzeugung betrat denn Wachtmeister Grimmdobler auch den Laden und setzte dem Meister Semmelklein haargenau auseinander, wie die Kriminalistik im Kampfe gegen die abgefeimtesten Gauner und wider die

allergewiegtesten Schwerverbrecher zuletzt immer Sieger geblieben sei. Und als er dem Meister dieses genugsam auseinander gesetzt und endlich auch das Brot für Till Schnurrpfeiffer gekauft hatte, warf er auch einen Blick durch das Ladenfenster und tat die Frage: „Wo wird denn mein Schwerverbrecher wieder stecken?“

„Der?“ fragte Meister Semmelklein zurück. „Der ist doch schon vor einer Viertelstunde auf und davon.“

Da tat denn der Wachtmeister Grimmdobler noch einmal einen Fluch, der hier gar nicht wiederzugeben ist, weil er um sieben Ellen länger war als der erstangeführte, der seinem Familiennamen alle Ehre machte. — —

Es darf verraten werden, daß der Schwerverbrecher nicht mehr erwischt wurde, was eigentlich schade war. Denn dadurch sind wir um einen weiteren Genuß gebracht, weil zu hoffen war, daß der Schwerverbrecher dem Auge des Gesetzes ein weiteres Schnippchen geschlagen hätte.

Meister Kolk.

Skizze von W. v. Bosenstein.

Steil ragen die Schroffen der translavinischen Alpen in die Bläue des jungen Frühlingshimmels. Hier und da trillert eine Alpenlerche ihr Jubellied, doch tief reicht die weiße Decke noch hinab, und nur an sonnigen Stellen lugt verstohlen wohl ein Moosröschen oder Schneeglöckchen hervor.

Überall rieselt und gluckst und plätschert es. Schäumend und donnernd stürzt der Wildbach — sonst ein kaum sichtbares Rinnsal — zu Tal. Hoch im Äther zieht der König der Lüfte, der Steinadler, seine Kreise. Gleich ihm schwimmen fast ohne Flügelschlag zwei dunkle Körper im Blau. Bei jeder ihrer Bewegungen erglänzt das Gefieder purpurviolett, und ein dumpfes „Krock“ mischt sich in den gebieterischen Ruf des Adlers.

In dämmeriger Felsnische, einem riesigen Storchneste ähnlich, klebt der Horst des Steinadlerpaares; derbe Knüppel verleihen der nicht allzu ordentlich gefügten Wohnung eine solide Unterlage. In dreister Nachbarschaft befindet sich das fast vollendete Heim des Rabenpaares, gleichfalls aus recht derben Ruten, doch sorgfältig und sauber gearbeitet.

Jäh senken sich nun die beiden schwarzen Gesellen. Dann schießt Kolk in sausendem Sturzflug hernieder. Dicht am Boden breitet er die Flügel aus und hemmt den jähen Fall. Im nächsten Augenblick zappelt Weißlöffel, der Alpenschneehase, in den furchtbaren Fängen — laut schallt sein Klagen durch den stillen Tann. Doch schon ist auch Frau Kolk da. Noch einige wuchtige Schnabelhiebe, und Lampe hat ausgelitten.

Die scharfen Fänge zerren und reißen, daß die Wolle fliegt, und die klobigen Schnäbel hämmern dazu. Gierig schlingen die Beiden blutwarmen Fraß.

Da rauscht es über ihnen. Ärgerlich krockend blicken sie auf. Der Adler hat die Gruppe erspäht und heischt gebieterisch seinen Tribut. Wohl springen sie vor dem Gewaltigen einige Schritte zur Seite, doch als er gierig auf die ihnen abgejagte Beute fällt, hacken ihre scharfen Schnäbel von links und rechts auf ihn ein, wobei die beiden Gesellen geschickt seinen furchtbaren Griffen auszuweichen wissen.

Flügelschlagend, mit zornigem Geschrei verteidigt er seinen Raub und versucht, ihn fortzutragen — doch bald läßt er den Hasen fallen und entschwebt blutend mit arg zerzaustem Gefieder.

Noch zweimal versucht er, die beiden Schwarzröcke zu verscheuchen, dann gibt er es auf.

Unter rauhem Gekrächz und Geschacker, mit vielem Hin- und Hergezerre der ach so köstlich schmeckenden Eingeweide des Hasen haben Kolks sich vollgeschlungen. Nun packt Kolk, was noch übrig ist, mit seinen Fängen und trägt es in den Horst.

Frau Kolk untersucht derweile den Boden nach einem kleinen Nachtisch. Die scharfe Witterung sagt ihr, daß Eicheln in der Nähe sind. Gewiß hat ihr Verwandter, der Häher, irgendwo welche versteckt, wie er das in der Herbstzeit mit Vorliebe zu tun pflegt, um sie dann aber meistens zu vergessen. Da! Hier sind sie ja schon! Laut tönt das Hämmern des Schnabels gegen das gefrorene Erdreich, gleich als hacke der Schwarzspecht nach Maden.

Bald sind einige der leckeren Früchte, die bereits gekeimt haben, bloßgelegt und verschlungen. Ein vorwitziges Haselmäuschen wird noch erwischt, dann fliegt die Schöne ihrem Gemahl nach.

Der ist schon wieder emsig an der Arbeit, schleppt fingerdicke Ruten und kleine Knüppel herbei und wirft sie seiner Gattin zu. Die fügt und ordnet und zerrt und zupft, bis endlich alles so sitzt wie es sein muß. Der Gemahl stiehlt sogar der bereits brütenden Adlerfrau trotz ihres wütenden Zischens zuletzt noch einige Knüppel aus der Königsburg.

Wenige Wochen später sitzt Dame Kolk auf vier Eiern, die — braun und grau gefleckt — sich kaum von ihrer Umgebung abheben.

Nun zehnten der Adler und sein schlimmer Vasall die übrigen Bewohner des Bergstocks und darüber hinaus. Selbst ein junger Fuchs, der etwas früh seinen Bau verließ, muß daran glauben — vergnügt schleppt Kolk ihn heran.

Bald recken sich im Horst vier gierende Schnäbel, und die Eltern müssen sich im Jagen ablösen. Auch heißt es aufpassen, denn die jungen Herren Nachbarn sind bereits flügge, und mehr als einmal versuchen ihre Eltern Kolks Nest zu plündern. Doch regelmäßig werden die Angriffe ebenso tapfer wie umsichtig abgeschlagen. Immerhin aber fließt Blut dabei, und Frau Kolk betrauert den Verlust einiger Stoßfedern.

Eines Morgens ist der königliche Bau verlassen, und erst spät am Abend kehren seine Insassen zu kurzer Nachtruhe zurück. Werden nun doch die Prinzen in allen Künsten des Räuberhandwerks unterwiesen — weithin streifen sie über Land, und gar manchmal bleibt der Horst leer. Bald werden die Jungen ihren Eltern entwachsen sein. Dann ist die Hauptgefahr für die Kolksche Jugend vorüber, zumal die alten Adler oft tagelang nicht heimkehren.

Dafür schwimmen nunmehr sechs andere weitspannende Vögel in herrlichen Flugspielen im Äther. Dunkelviolett funkelt das Gefieder in den Strahlen der Maisonne.

Aus schwimmender Wolke scheint Wodes Antlitz lächelnd auf seine Lieblinge hernieder zu blicken, hier auf den Träger seiner Blitze, den Adler, dort auf die eifrigsten Rauner aller Erdenkunde . . .

Bis in den Herbst hinein führen, betreuen und unterweisen Kolks ihre Jungen, dann aber werden diese sehr nachdrücklich hinaus getrieben. Beherrscht doch jedes Rabenpaar ein bestimmtes Gebiet, in dessen Nähe es kein anderes, auch nicht seine Kinder duldet.





* **Die Schatzkammer des Nizam von Hyderabad.** Unter den märchenhaft reichen indischen Fürsten ist der Nizam von Hyderabad der reichste. Er hatte so viel Geld und so viel Kostbarkeiten in seiner Schatzkammer aufgesammelt, daß diese Schatzkammer allmählich zu klein wurde. Unter den Reichtümern der Schatzkammer befand sich ein Schatz aus Gold- und Silbermünzen im Werte von 625 000 Pfund Sterling, ungefähr 13 Millionen Mark, ein Vermögen, das völlig zinslos dalag. Als es nun in der Hyderabadschen Schatzkammer zu eng wurde, dachte man an diesen Münzenschatz, und der Nizam entschloß sich, die Münzen auf die Bank von Indien überzuführen. Man konnte diese riesigen Geldmengen natürlich nicht auf einmal in die indische Staatsbank schaffen. Es dauerte zwanzig Tage lang, bis der Reichtum seinen wohlbehüteten Weg von der Schatzkammer in die Staatsbank gefunden hatte. Der Nizam von Hyderabad hat jetzt Platz, in seiner Schatzkammer neue Reichtümer aufzustapeln.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.